

Walter Pohl:
Die Awaren.
Ein Steppenvolk in Mitteleuropa
567–822 n. Chr.
C. H. Beck, München 1988.
532 Seiten, DM 88,-.

Bei der Lektüre des Werkes stößt man sehr bald auf den Kernsatz von Denis Sinor, die Geschichte der Awaren müsse noch geschrieben werden, dieses Desiderat bleibe „trotz intensiver Forschung ein leider uneingelöstes Versprechen“. Dem Nestor der amerikanischen Zentralasienforschung kann man nur zustimmen: Wir wissen nicht einmal, welche Sprache dieses große und mächtige Rei-

tervolk aus dem Osten mitgebracht hat, das so lange die Geschichte Osteuropas – und besonders die der slawischen Völker – richtungsweisend bestimmt hat.

Was tut man nun, wenn man dennoch ein solches Buch schreiben will? Eine Möglichkeit besteht darin, eine faszinierende Hypothese anzubieten.

Das hat Gyula László gewagt, der – jahrzehntelang an der Universität Budapest tätig – als bedeutendster Experte für die Kunst der Völkerwanderungszeit galt. Zunächst einmal unterscheidet er – wie viele andere auch – zwei awarische Schichten. Da gebe es zunächst einmal um die Mitte des 6. Jahrhunderts nach Christus Einwanderer, die man vielleicht bis in den Altai zurückverfolgen kann – jenes zentralasiatische Gebirge, das sich heute die Sowjetunion, die Mongolei und China teilen. Ab 670 aber seien dann ugrische Stämme auf dem Schauplatz erschienen, die aus der Randzone des Steppenraumes (genauer gesagt, aus den Gebieten am Mittellauf der Wolga) einwanderten; so wird elegant die zunehmende Bedeutung der Landwirtschaft in Pannonien erklärt. Die Nachkommen dieser zweiten awarischen Welle – man könnte sie Proto-Ungarn nennen – seien dann im späten 9. Jahrhundert im Volkstum einer dritten Gruppe von Einwanderern aufgegangen, deren Führungsschicht türkischer Herkunft war; sie nannte sich Magyaren.

Die vielfach dokumentierte Vorstellung von der „totalen Vernichtung“ der Awaren durch die Karolinger, die sich bereits in einer mittelalterlichen russischen Chronik findet, sei demnach nicht richtig. Ein Teil der Bevölkerung – speziell der seßhaft gewordene aus der zweiten Welle – sei im Volkstum des Arpa-denstaates aufgegangen. Das klingt plausibel und ist bis heute nicht widerlegt – aber man kann sich vorstellen, wie die tschechoslowakischen und jugoslawischen Gelehrten reagierten, die die Seßhaften der zweiten Welle als ihre eigenen Vorfahren reklamierten.

Die zweite Möglichkeit, sich des Themas wieder anzunehmen, besteht darin, zwar das wichtigste Material darzubieten und es kritisch zu durchleuchten, aber sich auf das Erkennen bestimmter Prinzipien zu beschränken, die zeigen, daß es auf die offene Frage keine einfache und einheitliche Antwort geben kann.

Das Zauberwort, das Walter Pohl vom Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien anbietet, heißt Ethnogenese. Sie bedeutet die Einsicht der modernen Ethnosoziologie, daß Ethnizität – besonders in bestimmten Perioden – nicht einen Zustand, ein heiliges Erbe, sondern einen Prozeß bezeichnet. Früh-

mittelalterliche Völker bestanden aus unterschiedlichen Gruppen, die sich um einen kleinen Kern sammelten, sich ihm bald zugehörig fühlten – aber auch bereit waren, unter anderer Herrschaft und unter anderem Namen zu leben.

Eine Hinwendung zu dieser Arbeitsrichtung hat sich in Wien noch während der späten vierziger Jahre abgespielt; meine Lehrer Robert Bleichsteiner und Franz Hancar waren Ethnogenetiker, sicherlich unter dem Einfluß russischer Werke, denn auch im sowjetischen Machtbereich wurde diese Arbeitsrichtung hoch geschätzt. Der politische Hintergrund dieser Strömung war evident; mit dem Hinweis auf eine komplizierte „ethnische Chemie“ hoffte man, künftige nationalistisch legitimierte Spannungen neutralisieren zu können. Es ist kein Zufall, daß diese Lehre in Österreich gute Aufnahme fand – stammen wir doch alle aus einer im Habsburgerreich blühenden „Mischkulanz“.

Allerdings kann man aus den Erfahrungen mit ethnogenetischen Studien auch Einwände formulieren. Pohl referiert zwar sehr sorgfältig die Ergebnisse der Nachbardisziplinen Archäologie und Philologie, aber er trachtet, die „Gefahren der vermischten Argumentation“ zu vermeiden – die etwa für László typisch ist. Dabei übersieht er aber, daß dann, wenn eine Fülle von partikularen Entwicklungen angenommen wird (zum Beispiel für das späte 7. und das 8. Jahrhundert), die statistische Analyse des Fundgutes so sehr an Bedeutung ge-

winnt, daß die entscheidenden Aussagen von der Archäologie zu erwarten sind.

Auch die Aussagen historischer Quellen sind ethnogenetisch relativierbar. Wie die sowjetischen Forschungen gezeigt haben, kann dabei nicht auf die historisch arbeitende physische Anthropologie verzichtet werden.

Das heißt, daß die großartige Darstellung und Analyse der Schriftquellen, die in diesem Band vorgelegt wird, zwar alle Möglichkeiten sieht, aber sie nicht ausschöpft. Außerdem müßte der Kontakt zu den jetzt rasch fortschreitenden Zentralasienstudien enger werden. Wir kennen inzwischen wesentlich besser das Milieu, aus dem die Vertreter der ersten und zweiten Welle kamen.

Außerdem sollte das reiche Material nicht nur für ethnogenetische Überlegungen genutzt werden. Für die slawischen Stämme war es keinesfalls nachteilig, daß sie erst relativ spät zur Staatsbildung übergegangen sind. Vermutlich ist die führende Schicht des Awarenreiches gerade deshalb bis zur Ausrottung dezimiert worden, weil sie mit dem Odium einer despotischen Staatsbildung behaftet war. Sie wurde in den „Kreislauf der Eliten“ einbezogen, dessen grausame Konsequenzen wir heute beobachten können. Hier hat die politische Anthropologie noch viel zu leisten.

Prof. Dr. Karl Jettmar
Seminar für Ethnologie,
Südasiens-Institut der
Universität Heidelberg.